

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 18 (1914)

Rubrik: Dramatische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dramatische Rundschau II.

Die Sennen, dramatische Legende in drei Akten, Musik von Gustave Doret.

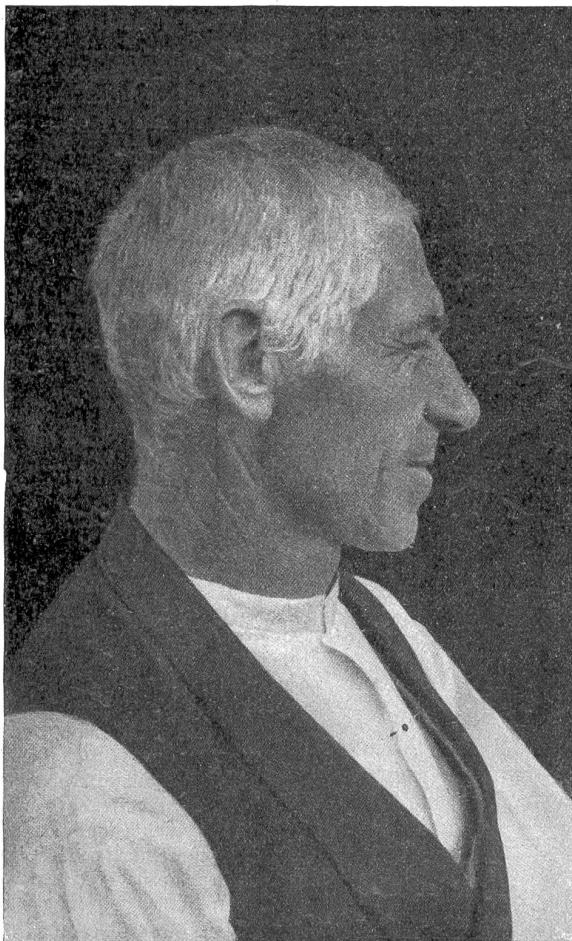
Das Werk unseres Landsmanns, das in seiner ursprünglichen zweitaktigen Fassung zum ersten Mal am 11. November 1906 in der Opéra-Comique zu Paris aufgeführt wurde und im November 1910 seinen Weg auch über die Zürcher Bühne genommen hat *), ist um einen neuen, dritten Akt bereichert worden. Es mögen praktische Gründe gewesen sein, die zu dieser Erweiterung den Anstoß gegeben haben: die Oper sollte einen ganzen Theaterabend ausfüllen. Die Textdichter Henri Cain und Daniel Baud-Bovy sowie auch der Komponist haben in diesem Ausbau eine sehr glückliche Hand befunden. Zur Handlung trägt der neue Alt, der zwischen die beiden ursprünglichen hineingefügt worden ist, sozusagen nichts bei, dafür ist er aber für die Stimmung, die das ganze Werk charakterisiert, von Bedeutung. Das Zürcher Stadttheater hat es sich zur Ehre angerechnet, am 6. März 1914 Dorets Oper in ihrer neuen Fassung zum ersten Mal in deutscher Sprache aufzuführen.

Eine dramatische Legende werden „Die Sennen“ genannt. Aus dieser Bezeichnung geht hervor, daß das Schwergewicht nicht in der realistischen Handlung, sondern vielmehr im Inhalt der Dichtung und in der Stimmungskraft der Musik liegt. Urewiges Menschengeschick spricht hier zu uns: wir sehen, wie sich inmitten einer erhabenen Gebirgswelt der Kreislauf des Lebens vollzieht, wie die Frühmorgensonne ein junges Glück beschreint, wie der Schwächere dem Stärkeren zum Opfer fällt,

*) Vgl. „Die Schweiz“ XIV 1910, 550.

wir hören den Sturm, der das böse Gewissen aufpeitscht, und wir sehen, wie die Nemesis ihren kalten Arm um den Missetäter schlingt. Die einfachen Bergbewohner mit ihrem naiven elementaren Empfinden eignen sich vortrefflich als Figuren einer Legende. Entsprechend diesem Menschenstolz und dem Milieu muß natürlich auch die Musik einfach gehalten sein, soll die richtige Stimmung ausgelöst werden. Gustave Doret ist mit Liebe und großem Verständnis für schweizerisches Volkstum an seine Aufgabe herangetreten. Da für den Welschschweizer Armaillis und Ranz des Vaches zwei untrennbare Begriffe sind, so zieht sich das Lioba-Motiv wie ein roter Faden durch die Oper: es ertönt beim Tagesanbruch hinter der Szene, bald ist es Lärm, bald malt es die wunderbare Ruhe des Hochgebirges und gewährt Einblicke in das Gefühlsleben der Bergbewohner (man denke z. B. an den Entr'acte, in dem es ausgesprochen träumerischen Charakter erhält); aber auch wild zerrissen erscheint es, auf Dissonanzen aufgebaut, als Schicksalsmotiv, und endlich, wenn die Schuld gesühnt ist, läßt es die Oper mild versöhnlich ausklingen. Neben dem Lioba-Motiv verwendet Doret bei der Kirchweih auch das Emmentalerlied „Niene geit's so schön u lustig“, allerdings etwas weniger glücklich. Zum Bauernfest eignet sich der langsame Mazurkrythmus nicht; unsere Bauern, besonders die Aelpler, kennen beim Ländler schnellere Tempi. Was aber der Komponist an eigener Musik in seiner Oper gibt, verrät den feinfühligen Künstler, dem Einfachheit und Innigkeit des Ausdrucks über alles gehen. Welches Glück strahlt nicht aus Hanslis Lied „Unten im Tale“ und wie warm ist der Gefühlausdruck im darauffolgenden Duett mit Babeli! Und jene wunderbare melodramatische Stelle im zweiten Alt, wo vom armen Walter die Rede ist! Wie ungemein zart klingt das sehnüchige Liebesmotiv, das in jener Szene, wo die Sennen stumm brüten um das Feuer sitzen, mit dem Lioba-Thema verwoben ist! Und wer würde nicht ergriffen von der schlichten Weise, die der Chor an Hanslis Bahre anstimmt! So etwas schreibt nur ein echter Lyriker. Weniger ursprünglich scheint mir Dorets dramatische Begabung zu sein. Da verrät sich der Einfluß Wagners sowie der modernen Italiener und Franzosen, speziell Charpentiers, nicht nur in der Verwendung der technischen Mittel, sondern auch in der Erfindung. Röbis Monolog am Ende des zweiten Aktes hat z. B. für mich nichts Überzeugendes. Schuld daran ist freilich zum guten Teil auch die schlechte Uebertragung ins Deutsche. Die Uebersetzerin des französischen Librettos, Henriette Marion, hat sich nicht nur grobe Verstöße gegen den poetischen Gehalt und Rhythmus unserer Sprache zuschulden kommen lassen, sondern vielerorts den Sinn geradezu entstellt. Ich denke hier an das Lied, in dem Röbi sich seines Zusammenlebens mit Hansli erinnert. Indem die Uebersetzerin die Worte „Nous étions là-haut deux joyeux bergers“ mit „Ja, wir waren stets brav und wohlgemut“ wiedergibt, läßt sie den vom schlechten Gewissen Gepeinigten ein geschmacloses Eigenlob anstimmen, das von den Autoren gar nicht gewollt ist. Es würde nicht schwer fallen, eine ganze Reihe anderer Uebersetzungsmängel festzustellen. Wenn diese, einzeln betrachtet, vielleicht nicht wichtig erscheinen, so kann der Uebersetzung als Ganzes doch der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie nicht nach der Scholle gefärbt, sondern aus dem Wörterbuch zusammengefügt ist. Einen Deutschschweizer muß auch der Name Babeli föhren. Im Glarnerland gibt es viele Babetli. Da sich dieser Name aber auch nicht eignet, so hätte man sich nach einem passenderen umsehen sollen, wenn es schon keine Barbara sein darf.

Gustave Dorets „Sennen“ sind vom Zürcher Stadttheater liebevoll einstudiert und sehr gut aufgeführt worden. Die Besetzung der Partien ließ nichts zu wünschen übrig. Zu dem



„Find's ächt dr Ranz?“ Phot. Franco-Suisse, Bern.

günstigen Eindruck, den das Werk machte, verhalf nicht zuletzt auch die gediegene Ausstattung, vor allem wirkten Albert Islers herrliche Dekorationen. Am 6. März war der Komponist im Theater anwesend; er mußte am Schluß der Vorstellung mit den Mitwirkenden auf der Bühne erscheinen und den Dank des dichtbesetzten Hauses entgegennehmen.

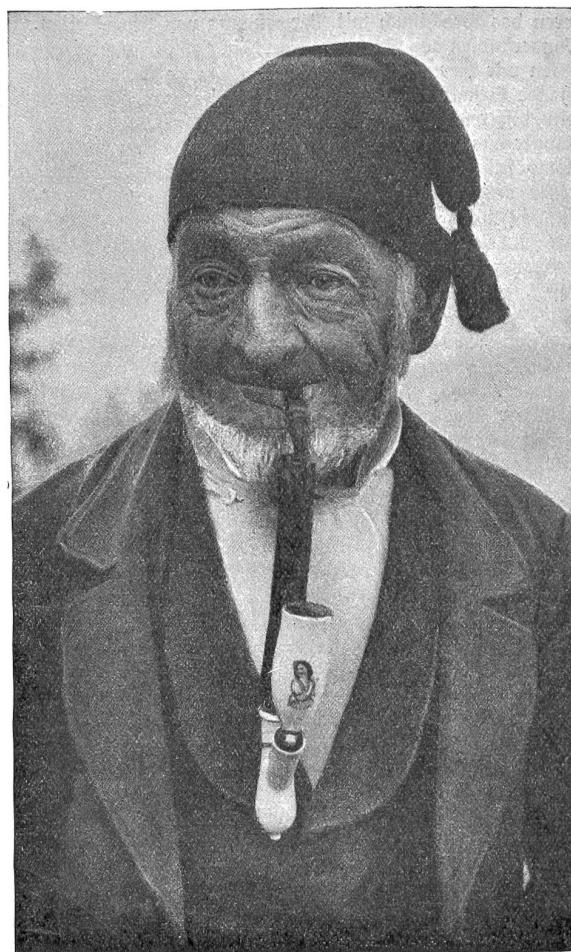
Karl Suter, Zürich.

Der Berner Bauer *).

Mit zwei Abbildungen.

Unsere beiden Bilder aus dem bernischen Bauernleben — zwei Charakterköpfe, die diesen Namen wirklich verdienen — entnehmen wir einer ganz famosen Publikation. Sie ist das Werk eines Berner Verlages, wohl aus dem Heimatschutzgedanken hervorgegangen, aber von soviel prachtvollem urwüsigem Bernertum unserer Tage zeugend, daß man sich versucht fühlt, an der Notwendigkeit jenes Gedankens zu zweifeln; denn das sieht man den zwölf prächtigen Kupferdrucken, die da in einer wärschaften, von Rudolf Müngers Hand echt bernisch geschnittenen Mappe beisammenliegen, nicht an, wieviel Mühe wohl der Photograph zur Entdeckung ihrer seltenen Urbilder aufwenden mußte. Wir sehen einfach vor uns diese unverfälschten Bauernköpfe, Bernerhädel voll Kraft, Verschmittheit und Bravheit, diese tüchtigen, in der Arbeit erprobten Bauerngewänder, diese unvergleichlichen Bernerhäuser mit ihrer urwäterlichen Traulichkeit und der Rachelosenwonne ihrer braunen Stuben, und all das sieht uns aus so überlegenem Ewigkeitsgesicht an, daß die Klage über Untergang und Verderbnis des Alten, die auch Rudolf von Tavel in seinem schönen Geleitwort anstimmt, unberechtigt scheint. Es hätte der lustig charakterisierenden Verse, die der Berner Dialektdichter J. Howald jedem Bild mitgab, fast nicht bedurft, so eindrücklich ist die Sprache dieser künstlerischen Naturaufnahmen; da sie sich aber hübsch und kurzweilig lesen, bedeuten sie eine angenehme Bereicherung. Nur ein falscher Ton hat sich eingeschlichen, der die schöne Illusion stört und den Heimatschutzgedanken gleich wieder zu Recht kommen läßt, wir meinen jenes Mädchen mit den unordentlich herabhängenden, ungebundenen Zöpfen. Mag auch vielleicht solch „malerische Unordnung“ gefallen, gewiß ist sie nicht echt, weder bernisch noch baurisch; denn das ist ein rechtes Merkzeichen alten bernischen Bauerntums, die schlichte blanke Sauberkeit, die sich über alles erstreckt und selbst nicht vor den von Jeremias Gotthelf so schön als „appetitlich“ bezeichneten Mästöden Halt macht. Deshalb möchten wir dem trefflichen Verlag raten, bei einer Neuauflage seines schönen Werkes — daß eine solche recht bald nötig werde, ist zu hoffen — das

*) Zwölf Stuben aus dem Bernerleben nach Originalaufnahmen. Bildung von Dr. R. v. Tavel, Text von J. Howald. Bern, Franco-Suisse, Edition photographique (1913).



„Me hännnt sech trumpliere!“ Phot. Franco-Suisse, Bern.

ungezähmte Mädchen durch eine jener echten Bernerinnen zu ersetzen, deren ehrbarer Schönheit der Glanz der Sauberkeit so tödlich steht wie dem gescheuerten Bernerhaus die scheibenblanke blumenbeschwertem Fenster ... Gleichzeitig mit der Mappe erschienen im selben Verlag vier Serien von Berner Postkarten, die in kleinerem Format, aber in derselben vorzüglichen Kupferdruckausführung ähnliche Motive wiedergeben wie die Mappenblätter. Diese eigenartigen Karten, denen auch J. Howalds lustige Verse nicht fehlen, werden gewiß — zumal im Landesausstellungsjahr — reißenden Absatz finden.

M. W.

Zu Eugen Burnands «Bergpredigt».

Mit zwei Kunstbeilagen*).

Es war an dieser Stelle bereits die Rede von jenem Meisterwerk, das eine kleine bernische Dorfkirche einem großen welschen Künstler verdankt, von Eugen Burnands Glasgemälden in der Kirche zu Herzogenbuchsee **). Heute ist es uns vergönnt, ein damals gegebenes Versprechen einzulösen und die Leser der „Schweiz“, nachdem wir sie einst genügsam mit Worten unterrichtet, nun mit dem Werke selbst bekanntzumachen. Die Möglichkeit dazu gibt uns eine großangelegte Publication, die soeben in dem bekannten Basler Verlag von Ernst Finsch in fran-

zösischer und deutscher Ausgabe erschienen ist ***). Burnands Kartons zu dem Glasfresko, die seinerzeit im Pariser Salon von 1911 sich einen so ungeheuern Erfolg errangten, von dem die ganze Pariser Presse widerholt, hat der Verleger herangezogen, um mit deren künstlerisch feinen, originalgetreuen Reproduktion den Text der Bergpredigt in einer monumentalen Ausgabe zu begleiten. Von den herrlichen Farbendrucken,

***) „Die Bergpredigt“, illustriert von Eugen Burnand, Reproduction der Originalkartons zu den Glasmalereien für die Kirche zu Herzogenbuchsee. Vorwort von Dr. R. Lach, Straßburg. Basel, Ernst Finsch, Verlag, 1914 („Le sermon sur la Montagne“, illustré par Eugène Burnand. Préface de M. Léonce Bénédite, Conservateur du Musée national du Luxembourg. Bâle, E. Finsch, Librairie-éditeur, 1914).

*) Den Druck dieser beiden Kunstbeilagen besorgte die Buchdruckerei Berger-Devaux in Nancy.

**) Vgl. „Die Schweiz“ XVI 1912, 328f.